

Standardsprachliche Varianten als stilistische Dialektvarianten?¹

1. Ausgangslage
2. Code-Switching
3. Code-shifting in die Standardsprache?
4. Prototypischer Dialekt
5. Suboptimaler Dialekt
6. Standardsprachliche Elemente und Stil
7. Schluss
8. Anhang
9. Literatur

1. Ausgangslage

Ein Fazit, das Iwar Werlen (1998, 32) nach einer Analyse schweizerdeutscher Texte zieht, ist, dass „der Dialekt als mündliche Ausbausprache (...) mehr Variation enthält als erwartet“, ein Fazit, das er ziehen kann, nachdem er unter anderem Phänomene festmachen konnte, die offenbar „weder Hochdeutsch noch Dialekt“ sind. Wie verträgt sich dieser Befund mit den Konzeptionen der „medialen Diglossie“ (Kolde 1981) und der „asymmetrischen Zweisprachigkeit“ (Werlen 1998), die beide davon ausgehen, dass die Besonderheit des Sprachformengebrauchs in der deutschsprachigen Schweiz darin besteht, dass die Sprecherinnen und Sprecher Dialekt und Standardsprache strikte auseinander halten? Wenn es neben dem Basisdialekt einen „verhochdeutschen“ Dialekt gibt, dann ist zu fragen, ob jene Demarkationslinie

¹ Ich bedanke mich bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kolloquiums für Anregungen bei und nach der Diskussion meines Referates, die ich da und dort Gewinn bringend in die gedruckte Fassung habe einfließen lassen.

zwischen Dialekt und Standard, die unabdingbare Voraussetzung für einen diglossischen Sprachgebrauch ist, nicht doch in Auflösung begriffen ist, und die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer nicht genauso vom Dialekt in Richtung Standardsprache shiften, wie das in anderen deutschsprachigen Regionen üblich ist. Wie sind also sprachliche Elemente zu beurteilen, die in jener Sprachform vorkommen, die im Selbstverständnis der Sprecherinnen und Sprecher als Dialekt gelten, die aber nicht basisdialektal, sondern standardsprachlich sind?

Im Folgenden wird anhand einiger Beispiele aus einem – für die deutschschweizerische Sprachsituation absolut typischen – Text aus einer formellen Situation auf diese Frage eingegangen. Es handelt sich dabei um Ausschnitte aus einem Radiogespräch im Rahmen des wöchentlichen Wirtschafts- und Politgesprächs „Samstagsrundschau“, das zwei Redaktoren des Schweizer Radios DRS 1 (am 7. Februar 1998) mit Hans Widmer, dem gerade zurückgetretenen Konzernchef der Oerlikon Bührlle Holding geführt haben (vgl. Transkript im Anhang, Kap. 8). Anlass zu diesem Gespräch war der besagte Rücktritt des Konzernchefs sowie die Frage der weiteren Entwicklung des Grosskonzerns. Das Gespräch zwischen Widmer und seinen Gesprächspartnern wird im Dialekt geführt, und es fragt sich im Folgenden, ob standardsprachliche Varianten, die allenfalls zu orten sind, mit der Formalität der Situation in Verbindung zu bringen sind, ob es sich dabei um situativ motiviertes, stilistisches Shifting vom Dialekt in die Standardsprache handelt, das dann allenfalls die formalen Grenzen zwischen Dialekt und Standardsprache aufzulösen beginnt.

Aus formaler Perspektive kann eine Grobunterscheidung von zwei Typen standardsprachlicher Elemente in der dialektalen Rede Widmers gemacht werden. Es gibt erstens standardsprachliche Einschübe, die mindestens die Grösse von Wortformen haben, aber auch ganze syntaktische Konstituenten umfassen können (vgl. Kap. 2). Es gibt zweitens Grössen, die man als hybride Bildungen bezeichnen könnte, zumindest wenn man Basisdialekt und Standardsprache als Bezugspunkte ansetzt: Elemente dialektaler und standardsprachlicher Provenienz sind zu Konglomeraten verschmolzen (vgl. Kap. 3).

2. Code-Switching

Wir finden neben eindeutig dialektalen Elementen in den Turns von Widmer standardsprachliche Elemente, einerseits in der Grösse von syntaktischen Konstituenten, andererseits in Form von standardsprachlichen Wortformen (vgl. kursiv und fett markierte Textstellen im Transkript).² Wir haben hier Alternationen zwischen Dialekt und Standard vor uns, die nicht situativ bedingt sind, sondern es handelt sich um metaphorische Wechsel im Sinne von John Gumperz (1982; 1992). Metaphorischer Wechsel vom Dialekt in die Standardsprache kann eine Äusserung mit verschiedenen Bedeutungen „aufladen“: Er kann beispielsweise zur emphatischen Betonung von Gesprächsteilen funktionalisiert werden, er kann aber auch verschiedene Schemata abrufen, die in der diglossischen Sprechergemeinschaft mit der Standardsprache verbunden werden: Die Standardsprache kann etwa auf einen schriftlichen Ursprung hinweisen, den offiziellen oder formellen Charakter betonen oder – wenn es sich quasi um Zitate handelt – Authentizität signalisieren. Der Wechsel der Sprachform kann damit als ein Kontextualisierungshinweis im Sinne von Peter Auer (1992) dienen, der zur Konstruktion von Bedeutung beiträgt. Diese Bedeutungskonstruktion kann nur dann erfolgreich sein, wenn die Sprechergemeinschaft die beiden Sprachformen tatsächlich auseinander hält, also die an der Kommunikation Beteiligten jederzeit „wissen“, ob eine bestimmte sprachliche Grösse zum Dialekt oder zur Standardsprache gehört.

Die quantitativen Ausmasse dieser standardsprachlichen Einschübe sind notgedrungen begrenzt, das Zurückkommen auf den Dialekt ist damit vorhersehbar. Das von Widmer praktizierte Code-Switching ist also keineswegs ein beliebiges Hin und Her zwischen den Sprachformen, sondern der kommunikativ geforderte Dialekt setzt klare pragmatische Grenzen für diese standardsprachlichen Einschübe, die als solche funktionalisiert sind und als markierte Inseln – übrigens meistens

² Diese Einschübe erfüllen die rein formalen Bedingungen an Code-Switching insofern, als man davon ausgehen kann, dass etwa die von Thelander (1976; 1982) reklamierte formale Bedingung der Kookkurrenz standardsprachlicher Varianten bei entsprechender Überprüfung erfüllt würde.

noch durch Pausen oder besondere Stimmgebung zusätzlich abgesichert – im dialektalen Redefluss schwimmen.³

Was hat dieses Phänomen nun mit Situation und Stil zu tun? Natürlich sind diese standardsprachlichen Einschübe das Resultat bestimmter Sprecherstrategien: Aus verschiedenen Möglichkeiten wählt Widmer den Sprachformenwechsel als Kontextualisierungshinweis, der als solcher einen bestimmten stilistischen Effekt erzeugt.⁴ Es dürfte einerseits individuelle Präferenzen für den Gebrauch des metaphorischen Code-Switching geben, andererseits kann aber bei einer bestimmten Argumentationsweise und damit in bestimmten Textsorten mit einem gehäuften Auftreten dieses Mittels gerechnet werden, das sich unter anderem gut eignet, um einer Äußerung in spezifischer Weise Nachdruck zu verleihen.

3. Code-Shifting in die Standardsprache?

Die Frage nach einem Code-Shifting erübrigt sich beim eben besprochenen Phänomen: Dass die Varietäten auseinander gehalten werden, ist ja unabdingbare Voraussetzung für das Funktionieren des metaphorischen Wechsels. Die Frage wird allerdings bei der zweiten Kategorie der verschiedenartigen Dialekt-Standard-Hybriden zentral, bei denen die Sprachformen gerade nicht auseinander gehalten zu werden scheinen – was, falls das tatsächlich der Fall wäre, die Diglossie ja ernsthaft bedrohen und damit auch das reibungslose Funktionieren des metaphorischen Wechsels zwangsläufig erschweren müsste.

³ Für derartige funktionale Sonderfälle einer Code-Alternation würden Auer (1995) oder Myers Scotton (1991) nicht den Terminus Code-Switching brauchen wollen, sondern sie schlagen dafür die Begriffe *Transfer* resp. *Insertion* vor.

⁴ Mit Dittmar (1997, 225 f.) kann Stil betrachtet werden als „ein auf Wirkung und Expressivität ausgerichtetes System tendenzieller Gebrauchspräferenzen (von Sprechern), die kontextgebunden und gefiltert durch Registeranforderungen aus den verschiedenen Ebenen des einzelsprachlichen Varietätenraumes Ausdrucksformen selektieren und diese mittels Kookkurrenzrestriktionen zu einer spezifischen Stillage kombinieren. ‚Gebrauchspräferenzen‘ meint die sprachliche Wahl aus einer Menge gegebener Alternativen für bestimmte Ziele und Zwecke. ‚Stil‘ ist somit Handlungszielen und -zwecken untergeordnet und teils *strategischer*, teils *habituellder* Natur.“

Bei Widmer sind nun einerseits standardsprachliche Varianten festzustellen, die neben den dialektalen Entsprechungen im gleichen Text vorkommen (die nachfolgend zitierten Belege sind im Transkript fett ausgezeichnet): z.B. lautlich: *ärnst* und *ärnscht*, *inwestoore* und *inweschtöore*; morphologisch: *Schritte* mit *e-* statt *O-* Plural wie bei *Joor*; lexikalisch *beginne* und *anfange/aafaa*. Was andererseits die folgenden Lexeme betrifft, so existieren zwar dialektale Dubletten, diese sind bei Widmer im aufgezeichneten Gespräch aber nicht belegt: *schliesse* (dialektal: *zuetue*, *-mache*); *arbeite* (dialektal: *schaffe*), *borge* (dialektal: *uusleie*, *-leene*), *hiihöore* (dialektal: *lose*). Dann gibt es eine grosse Zahl von Lexemen in der Art von *aafächtige*, *wäggang*, *houptakchtsionäär*, *generaalversamlig*, die zumindest formal unauffällig sind: Die Lautstruktur ist dialektal, und sowohl Komposition als auch Derivation entsprechen den dialektalen Wortbildungsregeln. Wenn derartige Lexeme trotzdem häufig – etwa aus sprachpflegerischer Sicht – als „nicht-dialektal“ moniert werden, so handelt es sich um eine pragmatische oder diachrone Beurteilung der mutmasslichen Provenienz der Lexeme: Jene Beispiele mit offenkundig lateinischen Elementen können aus sprachhistorischer Perspektive – so die Argumentation – nicht genau dialektal sein, jene, deren Entstehung oder häufigstes Auftreten man in einen schriftbestimmten Kontext verortet, identifiziert man als standardsprachlich. Ein Blick auf den transkribierten Textausschnitt zeigt nun, dass sich bei einem Grossteil der verwendeten sprachlichen Ausdrucksstrukturen diese Frage nach der Provenienz stellen liesse, weil vor allem jene Bereiche, die die heutige vielschichtige und grenzenüberschreitende Berufs- aber auch Alltagswelt betreffen, im Dialekt und in der Standardsprache lexikalisch und syntaktisch genau gleich versprachlicht werden.

Belegen diese erörterten Phänomene nun einfach die Annäherung des Dialekts an die Standardsprache? Zur Beantwortung dieser Frage scheint mir ein Perspektivenwechsel sinnvoll. Üblicherweise würde Widmers Sprechweise auf Grund der besprochenen Phänomene als „verhochdeutsch“ bezeichnet. Man setzt dann den Dialekt als Ausgangspunkt an, von dem sich eine – möglicherweise stilistisch bestimmte – Varietät mit Ziel „Standardsprache“ wegbewegt, was sich aber nicht mit dem „Willen zum Dialekt“ (Werlen 1998) verträgt, der den Schweizerinnen und Schweizern nachgesagt wird. Aus der Perspektive der Sprachbenutzerinnen und -benutzer ist also eher zu erwägen, dass auf jeden Fall ein Ziel „Dialekt“ angestrebt wird: Was

immer die Sprecherinnen und Sprecher ausdrücken wollen, es muss sich „nach Dialekt anhören“.

Kann nun einer der beiden Formen eine Vorrangstellung eingeräumt werden, insofern als eine der Sprachformen als Basis anzusetzen wäre, die andere als eine Art von Ableitung? Wenn wir den Sprecherinnen und Sprechern einen „Willen zum Dialekt“ attestieren, unter dieser Voraussetzung dann trotzdem in jener Sprachform, die als Dialekt intendiert ist, „Standardsprachliches“ finden, so scheint es angemessen zu sein, die standardsprachlichen Elemente als Indizien für eine nicht vollumfängliche Übertragung eines standardsprachlichen Primärtextes in die dialektale Zielvarietät aufzufassen. Die diglossische Koexistenz der beiden Sprachformen soll im Folgenden auf Grund dieser Überlegung so modelliert werden, dass der Standardsprache in bestimmten Bereichen eine Vorrangstellung zukommt und als Ausgangspunkt für Dialektrealisierungen dient.⁵ Für bestimmte Lexeme wie *berücksichtigen*, Phraseologismen wie *Schritte vollziehen*, aber auch bestimmte syntaktische Strukturen, die in Dialektsätzen der folgenden Art zu finden sind: *wen die ordentlech daargschtelt weerd i erer marktführerschaft i de meerheit vo de tätigkeitsgebiet met em wachstom i dene tätigkeitsgebiet*, nehme ich also einen standardsprachlichen Parallel- oder sogar Primärtext an, der sich bei der Dialektrealisierung „bemerkbar“ macht. Was uns formal wie ein Shifting in die Standardsprache erscheint (z.B. in *Schritte* statt *Schritt*), ist das Resultat der Realisierung von dialektalen „Parallelversionen“ nach dem Muster standardsprachlicher „Vorlagen“ – dialektale „Parallelversionen“, die gerade wegen ihrer Häufigkeit dann selbst zu Mustern werden können. Entscheidend ist nun, dass diese „Parallelversionen“ nicht vollständig mit den basisdialektalen Regeln übereinstimmen und dadurch einen (intra-)dialektalen Variationsraum mit standardsprachlichen Elementen eröffnen. Was als Sprachprodukt wie ein Shifting vom Dialekt in die

⁵ Oglesby (1991, 124) geht ebenfalls von einem gewissen Primat der Standardssprache aus, wenn er den heutigen Dialektsprecherinnen und -sprechern die Fähigkeit zuschreibt, „mittels regelhafter Adaptationsverfahren auf standarddeutsches Material zurückzugreifen“. Er modelliert für die beiden Sprachformen, die „siamesischen Zwillingen gleich miteinander verwachsen zu sein“ scheinen, sogenannte „Entsprechungsklassen“, die für eine Klasse von standardsprachlichen Varianten eine bestimmte dialektale vorsehen.

Standardsprache aussehen mag, kann mit gleicher Berechtigung als ein Shifting von der Standardsprache in den Dialekt interpretiert werden.

4. Prototypischer Dialekt

Wie kommt es nun aber trotz existierender Dialektgrammatik, die ja basisdialektale Formen zu produzieren vermöchte, zu diesem mit standardsprachlichen Varianten angereicherten Variantenraum? Woran orientieren sich denn die Sprecherinnen und Sprecher mit ihrem „Willen zum Dialekt“?

Es scheint mir sinnvoll anzunehmen, dass das Wissen über die beiden Sprachformen Dialekt und Standardsprache prototypisch organisiert ist: es gibt bei den Sprecherinnen und Sprechern einen Prototyp, ein „bestes Beispiel“ für ihren Dialekt, aber auch einen Prototyp für die Standardsprache, anhand derer die Sprecherindividuen die beiden Kodes überhaupt kognitiv auseinander halten. Die Prototypikalität als ganzheitlich wahrgenommenes und gespeichertes Konglomerat wird nicht nur durch formale Eigenschaften, sondern auch durch die Gebrauchsgewohnheiten und die sozialen Bewertungen der beiden Sprachformen konstituiert (vgl. Kleiber 1993).

So könnte der prototypische Dialekt, der als das „beste“ Beispiel für einen Dialekt gelten kann, die Eigenschaften haben, dass er sich sprachlich maximal von der Standardsprache unterscheidet und idealiter einfache, volkstümliche Sachverhalte in oralem Stil ausdrückt.⁶ Ein derartiges Ideal kann bei der Umsetzung von der Standardsprache in den Dialekt gar nicht erreicht werden, weil die zu realisierenden Elemente den Anspruch weder erfüllen können noch erfüllen sollen, einfache, volkstümliche Sachverhalte auszudrücken. Allein schon durch ihren literalen Charakter sind dialektale Syntagmen von der Art *disproportsionaali mängene vo akchtsie* keine „besten“ Beispiele für Dialekt, obwohl die lautlichen und morphologischen Regeln des Dia-

⁶ Da es sich bei den Prototypen um alltagsweltliche Kategorien mit einem psychologischen Status handelt, müsste deren Konstitution über Urteile der Sprechergemeinschaft ermittelt werden: Es kann aber erwartet werden, dass sich der prototypische Dialekt als alltagsweltliche Kategorie und der Basisdialekt als wissenschaftliche Kategorie – aufgrund der wissenschaftlichen Ausrichtung der traditionellen Dialektologie – nicht unähnlich sein dürften.

lekts eingehalten werden – man beachte etwa den dialektalen *-ene*-Plural.

5. Suboptimaler Dialekt

Können wir aber davon ausgehen, dass die Sprecherinnen und Sprecher mindestens „neues Sprachgut“ auf lautlicher, auf morphologischer Ebene mit dem prototypischen Dialekt in Einklang bringen? Was uns in Widmers Text auffällt, sind Elemente, die aus der Perspektive des Basisdialekts quasi suboptimal sind.

Bei den suboptimalen Anpassungen auf lautlicher und morphologischer⁷ Ebene sind verschiedene Phänomene zu unterscheiden. Erstens gehe ich von eigentlichen Performanzphänomenen aus, kommunikativ funktionslosen „Fehlleistungen“ also, die von den Sprecherinnen und Sprechern allenfalls durch spontane Autokorrektur beseitigt werden, oder später in „verbesselter“ Form wieder aufgenommen werden (in diese Kategorie könnte das von Widmer nicht-palatalisierte *s* bei *inwestoore* statt *inweschtoore* gehören).

Derartige Performanzphänomene sind bei einer diglossischen Nachbarschaft von Dialekt und Standard bei der Produktion beider Sprachformen erwartbar, weil in jeweils kleinsten Zeitabschnitten gleich eine ganze Reihe von fehleranfälligen Umsetzungsregeln aktiviert werden müssen. Solche Umsetzungsschwierigkeiten können auch auf der Ebene des Lexikons vorkommen: ein Beispiel dafür ist Widmers vielleicht irrtümliche Wahl des Lexems *aarbeite* statt *schaffe*. Die Pause könnte als Indiz dafür gewertet werden, dass Widmer hier nach dem „richtigen“ Dialektwort sucht.

Unter den suboptimalen Dialektrealisierungen scheint es nun aber zweitens auch kollektive Phänomene zu geben, die zum festen dialektalen Bestand gehören. Obwohl lautlich nicht basisdialektal hat sich im Dialekt etabliert, dass bei „neuem Wortgut“ die *e*-Synkopierung weder im Präfix noch im Suffix zwingend angewendet wird, noch dass

⁷ Was sich oberflächlich wie standardsprachliche Morphologie ausmacht (vgl. *Schritte* statt *Schritt*; *kchäini aart* statt *kchäi aart*), ist wohl als Folge einer bloss lautlichen Umsetzung von der Standardsprache in den Dialekt zu werten. Der Frage, inwiefern tatsächlich eine suboptimale d.h. standardsprachliche Morphologie in Dialektäusserungen vorkommt, müsste eigens anhand eines umfangreicheren Korpus nachgegangen werden.

der Nasal in der Vorsilbe *un-* reduziert wird (es heisst also wie bei Widmer: *berökchsechtige, oni wiiteres, ungedold* und nicht **brökchsechtige, *oni wiiters, *utold*). Zudem ist es quasi „erlaubt“, komplexe Lexeme wie *erar-beitet* Morphem-für-Morphem bloss lautlich aber nicht zwingend lexikalisch zu adaptieren (*arbeiten* muss also nicht durch *schaffen* ersetzt werden) oder die lautliche Realisierung „darf“ sich möglicherweise in neuen Wortbildungen am Schriftbild orientieren (vgl. *markchtfüererschaft, jedoch määrt*).⁸

Bestimmte suboptimale Realisierungen von Widmer sind also nicht individueller Natur, sondern haben sich in dieser Form im Dialekt etabliert, hier gibt es quasi keine „besseren“ oder „dialektaleren“ Alternativen – was beispielsweise auch den Autoren von archaisierenden Mundartgrammatiken nicht entgeht und die dann wie Ludwig Fischer (1989, 176) in seiner Luzerndeutschen Grammatik konstatieren, dass Dialektwörter wie *Geboort* ‚Geburt‘ an der sozusagen unvollkommenen Lautung als „schriftsprachliche Lehnwörter“ zu erkennen seien. Dass hier offenbar zu keiner Zeit basisdialektale Realisierungen existiert haben, macht die Annahme von standardsprachlichen Ausgangsformen, zu denen dialektale Entsprechungen gebildet werden, überaus plausibel.

Was die formale Realisation dieser Lexeme betrifft, so hat diese wegen des fehlenden Realisationsspielraums keinen eigenen stilistischen Wert, sondern sie ist im Bereich solcher sprachhistorisch neuerer Wortschatzeinheiten „normaldialektal“, bei denen der Standardsprache die Rolle einer Basisform zukommt. Dass sich zwischen jenen suboptimalen Formen, die in der Sprechergemeinschaft üblich und jenen die nicht üblich sind, ein potentieller stilistischer Spielraum eröffnet, ist denkbar: mit „zu“ dialektalen oder „zu“ standardsprachlichen Realisierungen könnten Effekte ausgelöst werden, die wiederum durch die Bedeutung der beiden Sprachformen konstituiert werden.

Es gibt also innerhalb des dialektalen Sprechens eine gewisse Variantoleranz: Bereits ein „unvollständiger“ Grad an Anpassung – jetzt aus der Perspektive der Basismundart – ist ausreichend, um neue

⁸ Ich argumentiere hier weitgehend auf der Basis meiner persönlichen Erfahrung als Dialektsprecherin. Es wäre aber überaus wünschenswert, diesen Bereich in einer breiter angelegten empirischen Untersuchung zu erfassen, um kollektive von individuellen Phänomenen trennen zu können.

Elemente – und bezeichnenderweise nur solche – akzeptabel als Dialekt erscheinen zu lassen.⁹

Lösen die erläuterten standardsprachlichen Formen die diglossische Trennung von Dialekt und Standardsprache auf? Dass nun solche in verschiedener Hinsicht hybride Formen in der Deutschschweizer Sprechergemeinschaft der dialektalen Sprachform zugeschlagen werden, zugeschlagen werden können, hat offensichtlich damit zu tun, dass im Dialekt nicht beliebige standardsprachliche Elemente erscheinen dürfen. Die Sprecherinnen und Sprecher realisieren gewisse standardsprachliche Lautvarianten in den Äusserungsteilen, die als Dialekt intendiert sind nämlich nicht, d.h. es existiert ein gewisser Konsens darüber, welche standardsprachlichen Varianten, welche Variantenbündel vermieden werden müssen, wenn eine Äusserung als nicht-standardsprachlich gelten soll. Welche Varianten das im Einzelnen sind, bleibt einer genaueren Untersuchung vorbehalten. Vermutlich müssen etwa die auslautenden Nasale (vgl. *zwe wälte z beröcksechtige*) getilgt werden. Die *n*-Apokopierung könnte also eine jener Anpassungen sein, die den Sprechenden quasi die Garantie gibt, dass ihre Äusserung als Dialekt rezipiert wird.¹⁰

6. Standardsprachliche Elemente und Stil

Den kollektiv etablierten standardsprachlichen lautlichen und morphologischen Varianten, die als Umsetzungsreflex in den Dialekt geraten, kann – wie oben erläutert – jeglicher stilistische Wert abgesprochen werden. Der stilistische Wert hängt mit der spezifischen Wahl der lexikalischen und syntaktischen Mittel selbst zusammen.

⁹ Dass die Grenzen zwischen dem, was sich kollektiv als tolerierte dialektal geltende Realisierung durchgesetzt hat und dem, was als blosses Performanzphänomen – als Umsetzungsfehler sozusagen – zu betrachten ist, fließend sind und sich verändern, zeigt sich heute etwa bei der direkten lautlichen Umsetzung der standardsprachlichen Relativpronomen in den Dialekt, die von den einen sorglos praktiziert, von anderen dagegen als „falsch“ negativ sanktioniert wird.

¹⁰ Der Nasalschwund im Auslaut scheint bei den Movierungssuffixen auf *-in* (vgl. *Lehrerin*) nicht eintreten zu müssen. Die basisdialektale (berndeutsche) Realisierung auf *-e* (*Leerere*) soll sogar pejorative Konnotationen entwickelt haben (vgl. Werlen 1988; I. Werlen, persönliche Mitteilung).

Einerseits gibt es jene aus der Standardsprache integrierten Lexeme, zu denen eine dialektale Dublette existiert (*schliessen* vs. *zumachen*, *-tun*; *beginnen* vs. *anfangen*). Hier kann es sich um das bereits erläuterte Phänomen einer punktuellen Fehlleistung handeln, andererseits kann der Gebrauch der standardsprachlichen Variante auch funktionalisiert sein. Dadurch, dass auch eine dialektale Dublette möglich wäre, ist die Standardvariante markiert und kann mit Bedeutungen beladen werden, wie das analog bei einem metaphorischen Sprachformenwechsel der Fall ist.

Was jene sprachlichen Elemente betrifft, die gleichermassen im Dialekt und in der Standardsprache vorkommen können, sich aber trotz formal optimaler Anpassung an den Dialekt nicht mit dem Bild des prototypischen Dialekts vertragen, so hat der Gebrauch dieser Elemente genau jenen stilistischen Wert, der ihnen bei einer entsprechenden Verwendung auch in der Standardsprache zukommt: *effizänzresärve*, *börsekchapolisierig* usw., aber auch Anglizismen wie *schplit* und *netinkchom*, Syntagmen wie *d meerhät kchontroliert*, *aarträini gebiet* werden verwendet, um über gewisse Sachverhalte situationsangemessen sprechen zu können. Obwohl diese Ausdrücke so gar nicht ins Bild des prototypischen Dialekts passen wollen, entspricht ihre Verwendung trotzdem den Erwartungen der Sprechergemeinschaft an ein ganz bestimmtes dialektales Register. Ebenso verhält es sich etwa beim Gebrauch von Phraseologismen, die im dialektalen Sprechen genau jene stilistischen Effekte erzeugen wie im standardsprachlichen *bevoor mer t optsoon is oug fasst*, *de wächsel vornänd*. Dasselbe gilt auch für den literal und damit zwangsläufig standardsprachlich geprägten Stil, wie in Formulierungen der folgenden Art *er hed aber inere gwössne ungedold hed er noch wäggang vo de mueter gschroue ond hed ou akchöndet er hätti scho investoore was den e aber gwössni skchepsis uusglööst het bim hötige houptakchtsionäär*. Das Vorkommen dieser Phänomene hängt in der Standardsprache mit Thema und Textsorte zusammen, nicht anders verhält es sich im Dialekt.

7. Schluss

Widmer verwendet standardsprachliche Elemente im Dialektgespräch wie folgt: Er setzt einerseits Sprachformenwechsel funktional zur Markierung bestimmter Textstellen ein, und er verwendet dialektal integrierte standardsprachliche Lexeme statt einer dialektalen Dublet-

te. Hier wird die „Standardsprachlichkeit“ selbst funktionalisiert und zu einem stilistischen Mittel.

Davon zu unterscheiden sind jene Fälle, bei denen es darum geht, dass Widmer den Registeranforderungen, die mit dem vorliegenden Radiogespräch verbunden sind, genügt, und er über bestimmte Themen in einer bestimmten Art sprechen kann. Es stehen ihm dazu sprachliche Mittel zur Verfügung, deren standardsprachliche Form die Ausgangsgrösse für die Dialektrealisierung bildet, was sich teilweise in nicht-basisdialektalen, standardsprachlichen Varianten niederschlägt. Aber nicht die „Standardsprachlichkeit“ dieser Varianten selbst ist hier das stilistische Mittel – sie ist eine akzeptierte Begleiterscheinung –, sondern die themen- und textsorten-„notwendige“ Auswahl solcher sprachlicher Mittel, die eine Funktion erfüllen, die von den Gebrauchsgewohnheiten her eher der Standardsprache als dem Dialekt zugeschrieben werden. Die formale Seite dieser sprachlichen Mittel selbst kann, trotz gelegentlich fehlender Basisdialektalität, als unauffällig bezeichnet werden, weil Widmer sich an die gängigen, in Bezug auf den Basisdialekt „toleranten“ Konventionen hält, die für diesen Bereich gelten.

Es ist also keineswegs so, dass die lautlichen und morphologischen Phänomene, die auf die Standardsprache weisen, direkt mit der formellen „Mikrophon-Situation“ zusammenhängen, in der sich Hans Widmer befindet. Das Auftreten der besprochenen Phänomene ist an bestimmte Wortschatzeinheiten, an bestimmte syntaktische Muster gebunden. Diese können auch dann vorkommen, wenn Widmer in einem informellen Kontext über dieselben Sachverhalte spricht. Der Zusammenhang zwischen formellem Kontext und den besprochenen Phänomenen ist also höchstens ein indirekter, der über die Themen- und Registerwahl zu Stande kommt. Dass die standardsprachlichen Phänomene gewissermassen fest an bestimmte Äusserungseinheiten gebunden sind – es also beispielsweise situationsunabhängig immer *oni wüiteres* heisst – spricht gegen die Annahme eines situativen Code-shiftings.

Der „dialektalisierende“ Zugriff auf die Standardsprache mit ihrer ganzen Ausdrucksbreite verschafft den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern ihre polyfunktionalen, stilistisch ausgebauten Dialekte, die sie sich für ihren sprachlichen Alltag offenbar wünschen. Sie nehmen dabei einen dialektalen Variantenraum in Kauf, der um nicht-beliebige, standardsprachliche Varianten erweitert ist.

8. Anhang

Textausschnitt aus *Samstagsrundschau*, Radio DRS 1, 7.2.1998. Teilnehmer: Michael Hiller (H), Bruno Schlätti (SCH) (Radiomitarbeiter), Hans Widmer (W).

Die Transkription in weiter Dieth-Schrift erfolgt in der „Dramenschreibweise“, die auf die Notation der Überlappungen, die für die vorliegende Fragestellung nicht relevant sind, verzichtet.

(***) unverständliche Passage; ++ Pause, **fett** im Text kommentierte Passage; *kursiv* Wechsel der Sprachform.

H: her widmer geschter morge häts bi de örlikchoon büürle holding ghäisse sii und de ganz verwaltigsraat tretet zugg dän dementi vo dere gschicht dän dementi vom dementi offebaar isch s totaale chaaos uusbrochche

W: totaals chaaos isch e chli vil mer händ redaktionsnelli probleem ghaa ++ d froog isch gsi chöne mer ++ die mediemittäilige vor **börseneröfnig** usegää ++ ond s sind jo **zwe wälte z berökchsechtige** die vo de iihaag wo d akchtsie vo de familie büürle ee verwaltet ++

H: wo jez wider e meerhäit kchontrolliert

W: und die vom verwaltigsraat ++ wo **d meerhäit jeze kchontrolliert** ++ und ou onderschedlechi perschpekcthiife natürlech die schädende händ mee welle vo de vergangehäit rede ond die ee nöije mee vo de zuekchumft ond bes mer daas redigiert hend hämmer gsee ++ das brengemer bis eë nünidrissg ned fertig und hend gseit jez gämmers grad ganz uuf am elfi hemmers gha ond de hämmer gseit jez **fömm**er doch wede aa

SCH: aso doch ergendwie echli es tauzie hinder de kchulisse

W: nenei es esch wörkchlech es es lebenswürdig es redaktionsnells ee ++ **arbeit**e gsi

SCH: s tauzie hät vorheer stattgfonde

W: nei tauzoge hämmer need si mönd verschtoe ++ das ich wi di di schlossziile vome taucher halt so gsi (***) ali mer send jez **siiben jaare zugange** ++ das sind seer tramatiaschi gsii mit aafächtige das het **begonne** met ++ **zwölftausend menschen weniger für das glüiche geschäft** ++ ond mer hend ou ziite dorläbt wo me ned gwösst händ chond das guet mer händ die eigete rökchschleeg denne müesse uushalte ++ **d aafächtige** i der öffentlechkcheit ++ de hämmer aber gsee langsam das wo mer is vorgschelt händ wäärde ++ so dass me doo ++ nach sebe **joor** bereitschaft het wen öpper gseit het ich flier das jez gärn wüiter ++ das mit fröide dem id hand z drükche zugleich häte mir aber alli e bariere ned **davoonzulaufen** das esch jez tatsächlech es (***) ennerhalb (***) wo zo dem resultaat gfüert hed das me jez a deré generaalversämlig **de wächsel vornänd** ond ne öppe ime-ne joor oder i zwäine jaare

H: wer hät bi dem entschäid mitgmischlet ++ wer hät d fäde zoge

W: also chronoloogisch ++ es esch ned emol fäade zie sondern jede het si aarbet gmacht ++ chronoloogisch **begints** met der achöndigung vom **ärnst** thomkche ++ das söt jez doch vom dem kchonzäärn wäg das bali beibi

SCH: de ernscht thomkche hät bali glätet isch ire maa gsi wo si gholt händ zum bali saniere

W: das isch no emmer mi maa und är hed ee ond er häd wonderbaari schritte volzoge bi bali er hed aber inere gwössne ungedold hed er noch wäggaug vo de mueter gschröue ond hed ou akchöndet er hätti scho inwestoore was den e aber gwössni skehepsis uusglööst het bim hötige houptakchtsionäär wo mer gsee hed das am handel ++ plözlech disproportionsaali mängene vo akchtsie kchouft worde sind

SCH: und isch den zwüschetine en hans widmer gschtande befründet mit em thomkche verpflichtet dere meerhäitsakchtsioneersgruppe und isch irgendwo zwüschetine veribe worde

W: nei ned verribe ++ überhaupt ned verribe ++ ich has i has töörich gfunde mues i jez ee henderhäär kchonschtatiere das me doo vo dem ++ gouing pablikch oder vom **schplit** gret het inere ziit wo das ondernäme no gar ned im gref isch aso das ++ **di veröisserung ooder di abtrennung** ++ aso da het mer no aso **schplit** wörd heisse ++ i gibe i jedem büriakchtsioneer no e baliakchtsie ond sääge mer händ de e separaati verwaltig ee **generaalversamlig** dasch ganz en eifachi sach ++ es esch secher prematuur gsi ond ond i ha das ++ das het mi aber ned aagriffe persönlech ++ es es het mi eifach gschtöört das mer t atmosfääre mit settigem ++ ee g stoff fölt wo doch wo doch **di baasis** aso d kchwaliteet ond ond d fröid wo si uswerkche ee ee bewerkche vo de schue nö ned i de ornig isch ++ aso vo u ufriibe **kchäini aart**

SCH: aber zwöschetinne gschtande irgendwie

W: ou ned nei ++ em thomkche hani gseit jez iich würdi bevorzuge mer wörd d buude id ornig bruuch bringe bevor me dodevo rede ++ was mer met dem erleite bäärefäl de macht he ond das esch ned öppe d frou anda wo hender meer gschtande esch und gseit het sägesis dem ++ mer händ ganz schtil aber seer intensiif de ganzi verwaltigsraat öberigschtemt das mer zerscht d arbet wetted i der ornig mache ond di bali i d ornig bringe bevor mer t **optsoon überhaupt is oug fasst** ++ das z schplite glichziitig mues i sääge ++ ond jez dafi so sääge wo das woni sääge nöm so relewant isch för das wo passiert ++ ech hät of jede fal d bali vom räschte vo örikchoon büürle trent ++ t optsoon för mee isch nor beschtande ++ **noch in geneesung ooder gesund** ++ ond mer händ jez als ondernämer lüts aagmasst mer wörde daas chönne **geneesen** ++ ond denne gää ++ ond bim **ärnscht** thomkche isch s e sone halbhäit gsi är het gwöst es isch no chrankch aber er het ou gmeint ++ er wördi mee **geneesung** häre bringe i dere ziit ++ als den tatsächlech het chönne kchonschtatiert wärde ++ jez aber zrogg zo dere sctori worom hämmer jez es nöis ++ e nöije verwaltigsraat ++ aso die damalige össerige hend den eifach e baar ++ **inweschoore** dezue animiert heftig örlíkhebüürleakchtsie z choufe ond mer händ den das interpretiert ++ es wörd öppe söfel zämetromle ++ das er cha d familije usheble ond den am **ärnscht** thomkche sim Wunsch wilfaare ++ ond dodezue het s seer seer gueti grönd gää ++ aso im naachhinäin hät i ee müesse ee fütthondert milioone **boorge** pifaat ond daas chouffe wil zo dem zítphonkcht esch baltsers ond läibold eläi scho mee wärt gsii weder di ganz **börsekchaptalisierig** vo de örlíkchoonbüürlehoul-ding so das de nochhäär de räschte graatis gsi wäär ++ vor allem händ jo d analische + immer lo wösse das mer das wördi uftäile i **aarträini gebiet** ond das wäär bi üs jez ganz liecht zom lääse das esch secher emol baltsers und läibold met öppe zwe miliaarde omsaz ++ ond ere zauberhafte zuekchumft den bali met ere miliaard

H: met ere weniger zauberhafte zuekchumft

W: metere zuekchumft wo jez no mues erarbeitet wärde aso nüüd werd doo gschäncht aber ou bi balters ond läibold natürlech need ++ ond denn s drette ++ esch e den philaatus öörlükoonkchontraawes ond e die immobilije.

SCH: aso de militeerisch täil vom kchonzeern

W: wobii immobilije ned so waansennig milidäärish esch ++ aber we me d börseverhältnis lest gseet me ++ en balters und läibold **wen die ordentlech daargschtelt weerd i erer ++ markchtfüererschaft i de meerheit vo de täätigkeitsgebiet met em wachstom i dene täätigkeitsgebiet ++ met de efiziänz-resäärve** innerhalb vo de balters ond läibold ++ de dued me e so nes ergäbnis aso das **netinkchom** vo dere ferma das duet me hüt met füfzchwäng multipliziere ond chond de de verchauftserlöös öber hm ++ jez di müeste **oni wüiteres** hondertföfzg (?) milioone netergebnis chönne machche (...) jez chonts of di disäiner ond di proudegtmännätscher aa ond das fiine **hühhööre** of e **määrt** ned e mool de leiter vo de bali cha daas machche ++ aber wen di vierhondert ned schtemme ++ de nözts gaar nüüd das mer e ++ d helfti vo de lääde **gshlosse** händ das mer sächzg nöiji gmacht händ das me acht vo zää fabrekche **gshlosse** händ jez **food** en faasen **aa** wo us dere funkchtsioon ++ nur no wenig azrechte esch

9. Literatur

- Auer, Peter (1992): Introduction: John Gumperz, Approach to Contextualization. In: P. Auer, A. di Luzio (Hg.): The Contextualization of Language. Amsterdam, 1-37.
- Auer, Peter (1995): The Pragmatics of Code-switching: a sequential approach. In: L. Milroy, P. Muyskens (Hg.): One speaker, two languages. Cross-disciplinary perspectives on code-switching. Cambridge, 115-135.
- Dittmar, Norbert (1995): Sociolinguistic Style Revisited: The Case of the Berlin Speech Community. In: I. Werlen (Hg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen, 111-133.
- Dittmar, Norbert (1997): Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen.
- Fischer, Ludwig (1989): Luzerndeutsche Grammatik. Reprint-Ausgabe mit einem Anhang von Walter Haas. Hitzkirch.
- Gumperz, John J. (1982): Discourse Strategies. Cambridge.
- Gumperz, John J. (1992): Contextualization Revisited. In: P. Auer, A. di Luzio (Hg.): The Contextualization of Language. Amsterdam, 39-53.
- Kleiber, Georges (1993): Prototypensemantik. Eine Einführung. Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Wiesbaden.
- Myers-Scotton, Carol (1991): Making Ethnicity Salient in Codeswitching. In: J. R. Dow (Hg.): Language and Ethnicity. Bd. II. Amsterdam, 95-109.
- Oglesby, Stefan (1991): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Bern.

- Thelander, Mats (1976): Code-Switching or Code-Mixing? In: *International Journal of the Sociology of Language* 10, 103-123.
- Thelander, Mats (1982): A qualitative approach to quantitative data of speech variation. In: S. Romaine (Hg.): *Sociolinguistic variation in speech communities*. London, 65-83.
- Werlen, Iwar (1988): Swiss german dialect and Swiss Standard High German. In: P. Auer, A. di Luzio (Hg.): *Variation and Convergence*. Berlin, 217-59.
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? In: *Babylonia* 1, 22-35.